

Celia L. Grace

Die Heilerin
von
Canterbury



Historischer Kriminalroman

Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

Bemerkungen der Autorin

Historische Persönlichkeiten, die im Text erwähnt werden

Prolog

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

Zehn

Elf

Zwölf

Weitere Titel der Autorin

Die Heilerin von Canterbury sucht das Auge Gottes
Die Heilerin von Canterbury und der Becher des Todes
Die Heilerin von Canterbury und das Buch des Hexers

Über dieses Buch

Canterbury im 15. Jahrhundert: Kathryn Swinbrooke ist eine außergewöhnliche Frau. Sie arbeitet als Heilerin und lebt ohne Mann. Als in der Stadt mehrere Pilger heimtückischen Giftanschlägen zum Opfer fallen, wendet sich der Erzbischof hilfesuchend an Kathryn. Der einzige Hinweis, den er ihr geben kann: Jeder Mord wurde durch eine Botschaft an der Kathedrale angekündigt. Die Heilerin beginnt nachzuforschen und entdeckt schon bald Hinweise, dass der Täter ein Arzt oder Apotheker aus Canterbury sein könnte ... Doch dann hängt die nächste Botschaft an der Tür der Kathedrale - und jetzt hat es der Mörder auf Kathryn abgesehen!

Über die Autorin

Celia L. Grace ist eines der zahlreichen Pseudonyme von Paul Doherty. Er wurde 1946 in Middlesbrough als viertes von neun Kindern geboren. Seine Schulzeit absolvierte er in einem katholischen Internat. Anschließend jobbte er mit geringem Erfolg als Müllmann, Straßenkehrer, Busfahrer, Kellner und Knecht Ruprecht. Danach wollte er Priester werden, verwarf dies aber nach drei Jahren und studierte dann Geschichte in Liverpool und Oxford. Er war lange Jahre Leiter der Trinity Catholic Highschool. Paul Doherty hat sechs Kinder und lebt in London.

Celia L. Grace

Die Heilerin von Canterbury

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Marion Balkenhol



Digitale Erstausgabe

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 1993 by P. C. Doherty

Titel der britischen Originalausgabe: »A Shrine of Murders«

Originalverlag: Headline Publishing Group Limited, London

Für die deutschsprachige Erstausgabe:

Copyright © der deutschen Übersetzung 1994 by Vito von Eichborn GmbH +
Co. Verlag KG, Frankfurt am Main

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat/Projektmanagement: Rebecca Schaarschmidt

Covergestaltung: Thomas Krämer

unter Verwendung von Motiven © LiliGraphie/shutterstock ©

EKramar/shutterstock © enterphoto/shutterstock ©

TatianaMishina/shutterstock

eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpf (www.3wplusp.de)

ISBN 978-3-7517-0730-5

www.be-ebooks.de
www.lesejury.de

Dieser Roman ist dem verstorbenen Gelehrten Dr. William Ury gewidmet, der mit leidenschaftlichem Eifer die Geschichte des mittelalterlichen Canterbury erforscht hat. Mein Dank gilt auch Dr. Urys Tochter, Mrs Elizabeth Wheatley, die mir freundlicherweise Zugang zu den Aufzeichnungen ihres Vaters über das mittelalterliche Canterbury gewährte. Fehler, gleich welcher Art, habe allein ich zu verantworten, nicht der große Gelehrte.

Dass abends langte dort im Gasthof an
Wohl eine Schar von neunundzwanzig Mann
Verschiedenen Volks, das durch Zufalls Spiel
Zusammenwarf das gleiche Wallfahrtsziel
Nach Canterbury reiten wollten Alle.

*Die Canterbury-Erzählungen von Chaucer, »Der Prolog« in
der Übersetzung von Adolf von Düring*

Im Mittelalter gab es Ärztinnen, die auch in Kriegswirren
und während großer Epidemien unbeirrt weiter
praktizierten, wie sie es immer schon getan hatten, einfach
weil man sie brauchte.

*Kate Campbellton Hurd-Mead, »Geschichte der Frauen in
der Medizin«, London, The Haddam Press, 1938, S. 306.*

Bemerkungen der Autorin

Die Geschichte ist mit ebenso vielen Irrtümern wie Tatsachen gespickt. Man geht im Allgemeinen davon aus, dass Frauen im Mittelalter nur eine unbedeutende Rolle spielten, dass ihre Stellung sich erst in den nachfolgenden Jahrhunderten allmählich verbesserte. Das ist allerdings falsch. Ein berühmter englischer Historiker hat bereits darauf hingewiesen, dass Frauen um 1300 mehr Rechte besaßen als um 1900. Und bei Chaucer wird die »Frau aus Bath« als eine Frau beschrieben, die sich in einer vornehmlich von Männern bestimmten Welt durchsetzte, durch ganz Europa zu den großen Heiligtümern reiste und als gewiefte Geschäftsfrau stets bereit war, lautstark für das »schwache« Geschlecht einzutreten.

Im vorliegenden Roman vermischt sich Erdachtes mit Tatsachen, und das dem Titel vorangestellte Zitat fasst in wenigen Worten zusammen, wie wichtig Frauen als Ärztinnen, Heilerinnen und Apothekerinnen waren. Zugegeben, die Person der Kathryn Swinbrooke ist frei erfunden. Doch immerhin war es eine Frau, Mathilda von Westminster, die im Jahre 1322 den besten medizinischen Ruf in ganz London genoss; Cecily von Oxford war Leibärztin von Edward III und seiner Frau Philippa von Hainault; in der Arbeit von Gerard von Cremona (die in diesem Roman erwähnt wird) werden Frauen im Mittelalter ausführlich als Ärztinnen beschrieben. Speziell in England, wo die medizinischen Fakultäten an den beiden Universitäten Oxford und Cambridge relativ schwach

besetzt waren, arbeiteten Frauen als Ärztinnen und Apothekerinnen, in Berufen also, zu denen ihnen erst in späteren Jahrhunderten der Zugang verweigert wurde.

Geschichte verläuft nicht linear, sondern häufig in Zyklen; eine Behauptung, die zumindest für die Medizin im Mittelalter ihre Gültigkeit hat. Es gab zwar damals wie heute Scharlatane, die versuchten, mit sogenannten Wunderheilmitteln »schnelles Geld« zu machen, aber die Ärzte im Mittelalter besaßen ein erstaunliches Können, vor allem, was die Diagnose betrifft. Einige Arzneien aus jener Zeit, die später als unwirksam abgetan wurden, werden heute in Europa und Amerika wieder mit großem Erfolg in der Alternativmedizin verwendet.

Historische Persönlichkeiten, die im Text erwähnt werden

Im Jahre 1471 erreichten die »Rosenkriege« zwischen den Häusern Lancaster und York ihren Höhepunkt in den Schlachten bei Barnet und Tewkesbury. Das Ergebnis war die völlige Vernichtung des Hauses Lancaster; das Haus York kam an die Macht.

EDWARD IV, König aus dem Hause York 1461 - 1470;
1471 - 1483.

ELIZABETH WOODVILLE, Gemahlin Edwards IV.

GEORGE, Herzog von Clarence, Bruder Edwards IV.

RICHARD, Herzog von Gloucester, der jüngere Bruder Edwards IV.

HEINRICH VI, König aus dem Hause Lancaster, wurde 1471 im Tower ermordet.

MARGARETE VON ANJOU, genannt die »Wölfin«, Gemahlin Heinrichs VI und wichtigste Vertreterin des Hauses Lancaster.

BEAUFORT, Herzog von Somerset, Hauptbefehlshaber von Margarete von Anjou (und, wenn man Gerüchten Glauben schenken will, der Geliebte der Königin).

LORD WENLOCK, General des Hauses Lancaster.

RICHARD NEVILLE, Graf von Warwick, General des Hauses Lancaster, mit dem Spitznamen »Königsmacher«.

THOMAS FALCONBERG, General des Hauses Lancaster. Er war der Letzte, der nach dem Sieg des Hauses York bei Tewkesbury dem Feind noch Widerstand leistete und versuchte, London zu halten.

EDWARD, Sohn von Margarete von Anjou, wurde bei Tewkesbury getötet.

HEINRICH IV, 1399 - 1413 König von England.

JOHN WYCLIF, englischer Kirchenreformer im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts.

NICHOLAS FAUNTE, Bürgermeister von Canterbury und leidenschaftlicher Anhänger des Hauses Lancaster.

THOMAS BECKET, Erzbischof von Canterbury. Geriet mit Heinrich II (1154 - 1189) über die Rechte der Kirche aneinander und wurde von Heinrich ergebenen Rittern in Canterbury ermordet.

GEOFFREY CHAUCER (ca. 1340 - 1400), Dichter, Diplomat und Höfling. Der berühmteste englische Dichter des Mittelalters und Verfasser der *Canterbury-Erzählungen*.

Prolog

Hexenmeister und Zauberer kündeten eine Zeit des Mordens an. Die Schreiber unter den Mönchen hockten in ihren feuchten Zellen, tunkten Federkiele in Tintenfässer aus Horn und schrieben die Chronik ihrer Zeit nieder, in der sie fein säuberlich alle Verbrechen verzeichneten: Mord und Totschlag, Treuebruch und Landesverrat. Die guten Mönche glaubten in der Tat, das Böse würde obsiegen. Gerüchten zufolge habe schließlich der Geisterbeschwörer John Marshall am Vorabend zu Allerheiligen sieben Pfund Wachs und zwei Ellen Tuch zu einem verlassenen Herrenhaus außerhalb von Maidstone getragen und dort grobe Puppen angefertigt, die den König, die Königin und alle großen Adligen des Landes darstellten. Marshall habe sie alle in Blut getränkt, mit Dolchen zerstoßen und über einem lodernden Feuer geröstet. Tief in den Wäldern außerhalb Canterburys warfen sich andere Zauberer lange Tierfelle mit riesigen Schwänzen über; sie schwärzten ihre Gesichter und riefen Herodias, die Königin der Hexen, um Hilfe an. Wieder andere Hexenmeister, so schreiben die Chronisten, brachten der Königin der Nacht Blutopfer und beschworen die Ghouls. Seltsame Dinge wurden beobachtet: Scharen von Hexen flogen in dunkler Nacht durch die Lüfte und führten stumme Leichenkolonnen zu Teufelsmessen.

Gerüchte dieser Art drangen sogar nach Canterbury. Ein Mann mit einem Totenschädel und einem Buch voller Zauberformeln wurde beim Westtor festgenommen, und

jenseits der Stadtgrenzen fuhr man einer Frau, die ihren Mann umgebracht hatte, mit Peitschenhieben über den Mund und schlug ihr eine Eisenspitze in den Kopf; doch als sie begraben war, zuckte ihre sterbliche Hülle noch immer. Das Frühjahr wich allmählich dem Sommer, und damit stellten sich weitere Übel ein. Das teuflische Schweißfieber brach aus, dessen Opfer schon nach wenigen Stunden starben: ob im Schlafen, im Gehen, ob beim Fasten oder Essen. Die Krankheit begann immer mit Schmerzen im Kopf, die dann auf das Herz übergriffen; ein Heilmittel gab es nicht. Alle möglichen Arzneien waren ausprobiert worden: das Horn eines Einhorns, Drachenwasser und Engelwurz. Man sprach Gebete, brachte Reliquien herbei, flehte den Himmel um Hilfe an, aber der Tod schritt unbeirrt durch die stinkenden, engen Gassen und Straßen von Canterbury. Auf der Jagd nach Opfern blickte sein Totenschädel gierig grinsend durch die Fenster, seine knochigen Finger klopfen an Türen oder klapperten mit den Fensterflügeln.

Dann endlich kam der Sommer. Das Schweißfieber verschwand, nicht aber Gewalt und Blutrausch. Man hörte, dass Menschen auf merkwürdige Art gestorben waren, von mysteriösen Todesfällen unter denjenigen, die in Scharen nach Canterbury zogen, um die Hilfe des Heiligen Thomas Becket zu erflehen, dessen zerschlagener Leichnam mit gespaltenem Schädel unter Goldplatten vor dem Hochaltar der Kathedrale von Canterbury lag. Natürlich ignorierten die Lebenden die Toten, und zunächst blieben die Morde unbeachtet. Immerhin war es Sommer geworden. Die Straßen waren trocken, das Gras stand hoch und saftig, das Wasser war süß und frisch. Eine Zeit für Reisen und Besuche bei Freunden. Man traf sich unter Obstbäumen, schlürfte kühlen Wein oder leerte Krüge des während der Wintermonate selbstgebrauten Ales. Man sprach über die blutrünstigen Prophezeiungen, die Fehler der Höherstehenden und vor allem über den erbitterten

Bürgerkrieg, der zwischen den Häusern York und Lancaster tobte.

Im Westen saß die Wolfskönigin Margarete von Anjou mit ihren Generälen zusammen und heckte Pläne aus, wie sie den Thron für ihren geisteskranken Mann, König Heinrich VI, und für ihren Sohn, ihren Goldjungen Edward, an sich reißen könnte. Von ihren Feinden wurde sie verspottet. Es hieß, ihr Mann sei so heilig, er habe weder den Verstand noch die Mittel, einen Erben zu zeugen, und der junge Prinz sei ein Spross ihrer heimlichen Liebe zu Beaufort, Herzog von Somerset. In London traf sich Edward aus dem Hause York mit seiner silberhaarigen Gemahlin Elizabeth Woodville und seinen kriegshungrigen Brüdern Clarence und Gloucester im Geheimkabinett des Königs in Westminster und schmiedete raffinierte Pläne gegen die Absichten der Wölfin. Sie besuchten dreimal täglich die Messe, sangen Frühmette und Vesper und hatten dabei nichts anderes im Sinn, als Margarete, ihren Mann und das gesamte Haus Lancaster zu vernichten. Wahrlich, es war eine Zeit des Mordens, und denjenigen, die sich daran erinnern konnten, fielen die düsteren Zeilen Chaucers ein, in denen es hieß:

*Der lächelnde Schurke, das Messer im Mantel versteckt;
Brennende Scheunen, das Haus von Ruß schwarz
bedeckt. Verrat und Leichen, im Bett ermordet
gefunden, Der offene Kampf, die blutenden Wunden.*

Ein paar Wochen später saß Robert Clerkenwell, ein Arzt aus Aldgate in London, unweit der Lagerhäuser im Zentrum von Canterbury in der Schenke »Zum Schachbrett« und schwafelte eifrig über die Vorteile eines solchen Krieges. Robert war reich; das Heilmittel, das er während des Schweißfiebers verkauft hatte, Rosenwasser mit Honig, hatte den meisten seiner Patienten zwar kaum geholfen, aber es hatte dem guten Arzt eine Börse voll

klingender Gold- und Silbermünzen eingebracht. Robert blickte zufrieden auf ein erfolgreiches Jahr zurück.

»Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen«, pflegte er fromm vor sich hin zu murmeln, wenn er seinen Lohn einstrich und seine Patienten dem sicheren Tod überließ.

Nachdem es nun Sommer geworden war, hatte Robert beschlossen, einen angenehmen Ritt nach Canterbury zu unternehmen, um an Becket's Grab Gott dem Herrn für seine Gnade zu danken. Die Reise war ohne Zwischenfälle verlaufen, er hatte die Ruhe der lieblichen Landschaft genossen. Es war, als hielte das Land den Atem an, während Könige und Prinzen sich auf den Kampf vorbereiteten. Clerkenwell war seit drei Tagen in Canterbury; zweimal war er in der Kathedrale gewesen, hatte in den Garküchen und Schenken der Stadt gut gegessen, hatte sogar für die Dienste einer hübschen Dirne bezahlt, die ihm oben, in der geräumigsten Kammer der Taverne, ganz nach seinen Wünschen gefällig war. Morgen würde er abreisen; seine Reisetaschen waren gepackt, und der gute Arzt hatte gerade seine letzte Mahlzeit in Canterbury zu sich genommen, seine letzte Mahlzeit überhaupt: eine saftige, goldbraun gebratene Wachtel, die auf der Zunge zerging, frisches Gemüse und klaren Weißwein, der in den geräumigen Kellern des Wirtshauses gekühlt wurde. Jetzt lehnte sich Robert zurück, rülpste leicht und strahlte seine Tischgenossen an, die rechts und links von ihm im Schankraum saßen.

»Ihr werdet noch an meine Worte denken«, sagte er, kniff die verwegenen Lippen zusammen und tätschelte sich den umfangreichen Bauch. »Königin Margarete wird siegen: Sie hat starke Bretonen im Gefolge, und Somerset und Wenlock sind fähige Generäle. Edward von York wird es schwer haben, wenn er behalten will, was er sich genommen hat.«

Clerkenwell stierte mit seinen wasserblauen Augen in die Runde, aber die anderen Pilger waren wohl zu müde oder zu betrunken und reagierten nicht auf seine Worte. Hinzu kam, dass ihr Tischgenosse, der Arzt, knauserig war. Sie alle hatten gehofft, dass er noch vor Ende des Abends den Wirt bitten würde, ein neues Weinfass anzuzapfen oder zumindest noch mehr Fleischplatten oder Früchte zu bringen, die er mit seinen immer noch hungrigen und weniger begüterten Tischgenossen teilen würde. Der Arzt schmatzte laut und schaute sich um. Er nahm seinen Becher, schwenkte umständlich die Hefe, die sich auf dem Grund abgesetzt hatte, und leerte ihn in einem Zug. Mit starrem Blick beugte er sich nach vorn.

»Mehr Wein! In drei Teufels Namen! Wo steckt denn dieser Bursche?«

Ein Diener mit von Essensresten und Weinflecken übersäter Schürze eilte herbei. Die verfilzten Haare hingen ihm ins Gesicht, so dass man ihn nicht erkennen konnte.

»Du bist nicht der Kerl, der mich beim letzten Mal bedient hat!«, schrie der Arzt ihn an. »Teufel noch eins, ich will mehr Wein!«

Der Diener nickte, nahm den Becher und eilte davon. Kurz darauf kehrte er mit dem randvollen, überschwappenden Kelch zurück und stellte ihn vorsichtig vor dem Arzt auf den Tisch. Die anderen Pilger warfen sich vielsagende Blicke zu, und einige wurden unruhig. Allem Anschein nach würde der Arzt sich nicht als ihr Wohltäter erweisen. Robert schlürfte den Weißwein und genoss das kühle Nass auf der Zunge und im Rachen. Er nahm noch einen Schluck, leckte sich die Lippen, nicht ahnend, dass jetzt ein tödliches Gift in seinen Bauch drang, das wie ein Pfeil auf sein Herz und seinen Verstand zielte. Der Arzt stutzte; er fühlte sich unwohl, sein Magen verkrampfte sich, sein Herz begann zu flattern, sein Atem kam in kurzen Stößen. Er stand auf, riss verzweifelt an seinem Kragen. Sein ganzer Körper schmerzte nun, als würden unsichtbare

Flammen an ihm lecken. Die anderen Pilger sahen mit unverhohlenem Entsetzen und offenen Mündern zu, wie diesem redseligen Arzt die Augen aus dem Kopf traten, wie sein Gesicht hellrot anlief, wie er nach Luft schnappte, würgte und um sein Leben rang, bevor er tot umfiel.

Mit Clerkenwell in Canterbury starben auch seine Prophezeiungen über den Krieg bei Tewkesbury im Westen des Landes. Der Kampf hatte den ganzen Tag gedauert, und Edward von York war als Sieger daraus hervorgegangen. Das Heer des Hauses Lancaster war geschlagen, und die Rotröcke der Königin Margarete und des Herzogs von Somerset verließen fluchtartig das blutgetränkte Schlachtfeld. Sie hetzten vorbei an der Tewkesbury Abbey über die Weiden und suchten verzweifelt nach einer Furt oder Brücke über den Severn. Die Yorkisten in ihrem Rücken heulten wie die Wölfe, denn sie hatten unter den wehenden blauen Bannern mit der Goldenen Sonne von York oder dem Roten Wilden Eber von Richard, Herzog von Gloucester und Bruder des Königs, die Verfolgung aufgenommen. Fluchend und schimpfend drängten die Lancastertreuen in den Fluss. Im Nu sammelten sich Leichen an den Untiefen, und die Lebenden stapften in der Hoffnung auf ein Entkommen über sie hinweg. Sie waren umzingelt von ihren Mördern, die unter lautem Gejohle mit ihren Speeren zustießen oder mit Schwert, Knüttel oder Streitkolben um sich schlugen und niemanden ausließen, bis sich die seichten Flussstellen und das Röhricht vom ausströmenden Blut hellrot färbten.

Colum Murtagh stand auf der Kuppe eines Hügels und beobachtete das Massaker. Er wendete seinen Fuchs, nahm seinen Helm ab und warf ihn zu Boden, wobei er lautstark den Schweiß verfluchte, der seine dunklen Haare durchtränkte und ihm in die Augen lief, so dass er kaum noch etwas sehen konnte. Er hielt sich wohlweislich von den Kämpfen fern. Er trug ein Lederwams, war mit Schwert und Dolch nur leicht bewaffnet, und es gehörte,

deo gratias, nicht zu seinen Aufgaben zu töten. Der König hatte Wert darauf gelegt. Er und die anderen königlichen Boten sollten jederzeit bereit sein, Befehle zwischen den verschiedenen Kampfschauplätzen hin und her zu befördern, und, falls der Feind geschlagen würde, herauszufinden, wohin seine Anführer fliehen würden. Murtagh starrte auf den Fluss, der im Sonnenlicht glänzte, und klopfte leicht den Hals seines Pferdes.

»Da sterben sie, die Armen«, murmelte er. »Die armen, ausgebeuteten Bürger!« Er blickte prüfend auf das Gemenge und versuchte, Banner, Farben und Livreen der adligen Vasallen von Lancaster auszumachen, aber er konnte nichts erkennen. Er wandte sich um und blickte zurück auf die große Abteikirche. »Wo sind Somerset und die anderen?« Er strengte seine grünen, katzenähnlichen Augen an und versuchte, die verschiedenen Bewegungen auf den gewundenen Landstraßen zu unterscheiden. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit auf Farbtupfer gelenkt, die er aus dem Augenwinkel wahrgenommen hatte. Ja, jetzt sah er sie: Es war eine kleine Gruppe von Reitern, die weder Banner noch Vasallentracht trugen, sich ihrer Helme und Waffen entledigt hatten und jetzt über das Gelände der Abteikirche auf und davon ritten. Jeder andere Spion hätte sie als eine Gruppe gewöhnlicher Ritter abgetan, die ihr Heil in der Flucht suchten, aber Murtagh kannte sich mit Pferden aus, und diese hier gehörten zu den besten. Er wendete sein eigenes Reittier und trieb es hügelabwärts auf eine Gruppe von York-Befehlshabern zu, die sich an einer kleinen Kreuzung um ihren goldgelockten König geschart hatten. Sie wandten sich dem Reiter zu, der in wildem Galopp auf sie zustürmte. Murtagh sprang vom Pferd, fiel vor dem König auf die Knie und deutete auf die Hecken.

»Euer Majestät«, keuchte er, »die Befehlshaber Lancasters und ihre Gefolgsleute fliehen nach Westen, weg vom Fluss!«

Unter seinem mit einer Krone geschmückten Helm entspannten sich die Gesichtszüge Edwards von York, und er grinste breit. Er schnippte mit den Fingern und erteilte einem Bannerherrn seines Haushalts eine Reihe knapper Befehle, bevor er sich zu Murtagh umwandte und ihm auf die Schulter klopfte.

»Gut gemacht, Ire«, murmelte er. »Die Belohnung ist dein.«

Am späten Nachmittag fand das Morden am Fluss ein Ende. Die Befehlshaber der Lancastertreuen hatten kehrtgemacht, nachdem sie gesehen hatten, dass ihr Fluchtweg von den Yorkisten abgeschnitten war, und suchten im dunklen Kirchenschiff der Abtei von Tewkesbury ihr Heil. Aber es war, wie wir schon von den Chronisten wissen, eine Zeit des Mordens, und die York-Soldaten stürmten in die Abtei. Die feierliche Stille der Kirche wurde gestört vom Klang der Schwerter, von den Rufen der Kämpfenden, von den Schreien und dem Stöhnen Verwundeter und Sterbender. Die Lancastertreuen drangen schließlich zum Hauptaltar vor, berührten ihn und beriefen sich auf den Schutz der Kirche. Der Abt erschien höchstpersönlich, das goldene Kreuz aus seinem Amtszimmer vor sich hertragend. Mit donnernder Stimme verkündete er die Exkommunizierung aller, die auf geheiligtem Boden Blut vergossen hätten.

Mit finsternen Mienen zogen sich die Yorkisten zurück, aber König Edward warnte den Abt: Entweder er liefere die Gefangenen aus, oder man werde die Abtei belagern. Schließlich kamen die Befehlshaber der Lancastertreuen heraus, abgehärmt, verwahrlost und über und über mit Wunden bedeckt. Sie baten nicht um Vergebung, denn sie wussten, dass sie ihnen ohnehin nicht gewährt würde. Richard von Gloucester, der leibliche Bruder des Königs, mit kleinem Buckel und borstigem Haar, wurde zu ihrem Richter bestellt. Er hielt direkt vor den Toren der Abtei ein Standgericht ab. Die Feinde des Königs wurden der Reihe

nach vor ihn geführt und abgeurteilt, und bei Sonnenuntergang trieb man die Befehlshaber der Lancastertreuen zum Richtklotz auf einem provisorischen Schafott auf dem Marktplatz von Tewkesbury und schlug ihnen die Köpfe ab.

Colum Murtagh beobachtete die erste Exekution durch ein Fenster des Wirtshauses und wandte sich angeekelt ab. Seine Aufgabe war erfüllt. Es gab zwar noch mehr zu tun, aber weit entfernt vom Blutbad der Schlacht. Er steckte eine Hand in seine Reisetasche und fühlte die beiden Urkunden, die dort fein säuberlich zusammengefaltet lagen. Die erste ernannte ihn zum Aufseher über die königlichen Pferde auf den Weiden um Canterbury. Die zweite ermächtigte ihn, die abscheulichen Giftmorde zu untersuchen, die in der Stadt geschehen waren, und darüber Bericht zu erstatten. Murtagh legte sich wieder auf seine Bettstelle und versuchte, seine Ohren vor dem dumpfen Schlag des Henkersbeils zu verschließen. Er würde nach Canterbury gehen; er war vom Kriegsdienst befreit und vielleicht in Sicherheit vor den Bluthunden von Ulster und ihren ständigen Ränken gegen ihn.

Eins

»Was Euch fehlt, ist ein Mann.«

»Ich habe einen Mann. Ich bin verheiratet.« Zornig blickte Kathryn Swinbrooke in das runde, weiße Gesicht Thomasinas.

Diese wischte sich den Schweiß von der Stirn und betupfte ihre Pausbacken mit einem Tuch. Sie legte das Messer, mit dem sie die Hühner ausgenommen hatte, zwischen die Eingeweide auf den Tisch und blickte Kathryn mit wissendem Lächeln an.

»Ich kenne Euch nun schon, seit Ihr ein Dreikäsehoch wart, Herrin. Schön, Ihr seid verheiratet, aber Euer Gemahl ist fort, ab in den Krieg, und dieser gemeine Bastard wird nicht zurückkommen.« Sie schnaubte verächtlich.

»Ihr braucht einen Mann. Eine Frau ist erst dann glücklich, wenn sie einen Mann zwischen den Schenkeln hat. Ich muss es wissen; ich war schließlich dreimal verheiratet.«

Kathryn wandte sich mit einem Lächeln ab. Es war nicht leicht, sich einen Mann zwischen Thomasinas stämmigen Oberschenkeln vorzustellen.

»Sie müssen Panzerhemden getragen haben«, murmelte sie.

»Wie bitte?« »Nichts, Thomasina.«

Kathryn fasste ihr langes schwarzes Haar mit den vereinzelt grauen Strähnen zusammen, steckte es unter ihre weiße Leinenhaube, und damit sie nicht verrutschte,

zog sie das rote Band fest. Sie blickte sich in der mit Steinfliesen ausgelegten Küche um. Thomasina musste schon früh aufgestanden sein, denn der Raum war bereits geschrubbt, der Fußboden blitzblank, die Tischplatte samtweich, nachdem viele Eimer heißen Wassers darüber geschüttet worden waren. Sogar der Rauchfang über der Feuerstelle glänzte, und der Bronzekessel und die Fleischhaken über der Feuerstelle schimmerten wie poliertes Gold. Kathryn seufzte, erhob sich und schlüpfte in ihre Sandalen. Sie hob den Saum ihres grünen Wollkleides, denn der Boden war immer noch etwas feucht, nachdem Thomasina ihn geschrubbt hatte.

»Zum Teufel nochmal!«, entfuhr es Thomasina. Ihr war eingefallen, dass in dem kleinen Backofen neben der Feuerstelle noch Brot steckte. Sie watschelte mit einem hölzernen Brotschieber hinüber und rief lautstark nach Agnes, der jungen Magd.

Kathryn trat aus der halboffenen Tür ins Freie und stellte sich unter das hölzerne Vordach. Versonnen betrachtete sie den Garten. Den süßlichen Duft des Grases, die üppig wuchernden wilden Blumen und die sorgsam gepflegten Kräuterbeete hatte sie – ganz besonders an warmen Sommertagen wie diesem – einmal sehr geliebt. Im hellen Sonnenlicht verlor der Garten etwas von seiner bedrohlichen Aura. Gedankenverloren klopfte sie sich den Nacken. Ihr war warm in dem wollenen Leibrock und dem grünen, mit einer Kordel zusammengehaltenen Überkleid.

»Ihr seht aus wie eine Nonne«, brummte Thomasina.
»Was würde wohl Euer Vater dazu sagen?«

»Vater ist tot«, entgegnete Kathryn. »Kalt, begraben unter den Steinplatten von Saint Mildred.«

Sie blinzelte und starrte in den Garten. Sie vermisste ihn noch immer. Seit sechs Monaten war er tot, seine Seele war bereits durchs Fegefeuer gegangen. Er hatte Kathryn, seinem einzigen Kind, sein schreckliches Geheimnis hinterlassen. Sie konnte es immer noch kaum fassen.